

BUDEL

Fremdheit, Erinnerung, Heimat: Schlüpfriges Terrain. Da lauern Sentimentalität und politische Korrektheit, Exotismus und Pathos. In ihrem Film „Phantom Fremdes Wien“, der zur Zeit im Wien Museum zu sehen ist, weist Lisl Ponger einen Weg durch eben dieses Feld - mit souveräner Distanz und verspielter Selbstironie, die Irmgard Schmidmaier beeindruckt haben.

# Die Welt in der Stadt

Eben noch prangten die Qualtinger-Plakate an den Wänden überall: „Merken Sie nicht, wie Wien wieder Weltstadt wird?“. Jetzt ist Lisl Ponger unterwegs in der Welt dieser Stadt, mit ihrer Super-8-Kamera. Viel mehr: sie war es. Anfang der 90er Jahre. Besuchte, um eine Fotoserie zu gestalten, Feste, Hochzeiten und Versammlungen von Minderheiten in Wien. Eine indische Hochzeitsfeier, einen taiwanesischen Tanzabend, finnische Weihnacht. Eine „multikulturelle Weltreise, bei der sie Wien nicht verlassen hat“, wie die Kuratoren die Aktion rückblickend beschreiben. Zur Ausstellung „Gastarbeiterij“ wurde Ponger nun eingeladen, die aus den Filmstills entwickelte Fotoserie erneut auszustellen.

Doch die Fotografin und Filmemacherin wollte die Serie nicht unkommentiert zeigen. Und so gestaltete sie, ergänzend zur Schau, aus dem alten Material einen neuen, 27 Minuten dauernden Filmessay, in dem sie die veränderte Sichtweise auf das Fremde untersucht. Allein der Begriff „multikulturell“ verankert die ursprüngliche Aktion in ihrer Zeit. 1991, 1992, da wurden Minderheitengruppen zaghaft als kulturell exotische Bereicherung entdeckt, die aus den 80er Jahren geretteten Ansätze sozialer Utopien verflochten sich zum hoffnungsfroh-optimisti-

schon Bild einer multikulturellen Gesellschaft.

Dagegen standen der gewohnte Blick, Vorurteile und das öffentliche Bild. „In den Medien kamen Ausländer damals nur als Kriminelle oder als Opfer vor, und ich dachte mir, da gibt es doch noch etwas anderes“, gibt Ponger rückblickend ein Protokoll. Dieses Aufeinanderprallen aufzubrechen war damals mit Motor der Aktion, als sie mit ihrer Kamera viele Monate hindurch innerhalb Wiens vom buddhistischen Fest zum orientalischen Abend und weiter zur japanischen Zeremonie reiste. Ponger besuchte die Gruppen nicht dort, wo sie sich Anderen präsentierten, sondern dort, wo sie sich eine heimatliche Enklave mitten in der Fremde geschaffen haben.

Mehr als zehn Jahre später hat sich der Blick enorm gewandelt. „Was sich damals als neu zu entdeckendes Terrain darstellte, ein ‚fremdes Wien‘ mit seinen Minoritäten bei Hochzeitsfeiern, religiösen Festen oder Nationalfeiertagen, ist heute ein nicht mehr zeitgemäßer Blick“, hält Ponger fest. „Die Definition der Minderheitsösterreicher nur über ihre Kultur, ihre Folklore und ihre Essen genügt in einer Zeit verschärfter Asylgesetze und staatlich verordneter Deutschkurse nicht mehr“.

Also hat sie ihre Aufnahmen ei-

ner Prüfung unterzogen und trägt den politischen wie gesellschaftlichen Veränderungen mit einer neuen Gestaltung Rechnung. Ponger dreht und wendet Begriffe und Sichtweisen mehrfach, kommentiert im Off die eigene Wahrnehmung. Die Stimme der Künstlerin und die eigene innere Stimme laufen unversehens ineinander. Wer ist der oder das Fremde – die Besucherin mit der Kamera, die Betrachter vor der Filmleinwand oder jene, die dort tanzen, feiern, scheinbar unter sich sind?

Die rhetorischen Fragen, das Spiel mit Schnitt und Rhythmus lassen letztlich nur einen Schluss: Es lässt sich nicht einordnen, nicht chronologisieren, nicht schematisieren, das Fremde. Alle möglichen Kategorien werden ausprobiert – Tanzbewegungen überlagern sich, Masken reihen sich aneinander, Rhythmen setzen sich über Kontinente hin fort. Und doch scheitern alle Versuche, das Fremde in ein System zu bringen. Mit naiv wirkender Selbstreflexion durchtrennt Ponger immer wieder die wohlgeordneten Reihen, fragt „Was sehe ich eigentlich?“ und beginnt ein neues Muster auszuprobieren. Irgendwann hört es einfach auf. ▶◀

„Phantom fremdes Wien“, bis 11. April im Wien Museum [www.wienmuseum.at](http://www.wienmuseum.at)